In jedem Falle muss man therapeutisch auf die Möglichkeit der Abwechslung in den Anwendungen eingestellt sein. Wenn es auch Angstzustände gibt, gegen die jede Therapie machtlos ist, so ist der Arzt doch zweifellos in der Lage, wenigstens in vielen Fällen den Kranken eine wesentliche Erleichterung zu verschaffen.

Vorträge:

10. Herr Rudolf Hatschek-Gräfenberg (öst. Schlesien): **Zur vergleichenden Psychologie des Angstaffektes.**

Die Frage der pathologischen Angstzustände lässt es vor allem wünschenswert erscheinen, sich über den Angstaffekt an sich Rechenschaft zu geben; denn im wesentlichen handelt es sich bei krankhaften Angstzuständen nur um quantitative Veränderungen einer auch unter physiologischen Verhältnissen eintretenden Erscheinung.

Von der bedeutungsvollen James Lange-Theorie vorläufig noch absehend, können wir jedenfalls das eine aussagen, dass der Angstaffekt sich äussert teils in cortikalen, teils in subcortikalen bzw. spinalen Erscheinungen, teils in solchen des sympathischen und autonomen Nervensystems. Die cortikalen Erscheinungen bestehen einerseits in den durch assoziative Tätigkeit auftauchenden Furchtvorstellungen, andererseits in dem Bewusstwerden des Affekts. Der Erörterung der Frage, inwieweit letzterer primär entsteht, oder nur ein Bewusstwerden jener körperlichen Veränderungen und jener Innervationsgefühle ist, welche der Einwirkung der erregenden Ursachen unmittelbar folgen, wollen wir zunächst aus dem Wege gehen, uns aber eben diesen körperlichen Veränderungen zuwenden. Soweit dieselben auf subcortikalen bzw. spinalen Erregungen beruhen, betreffen sie zunächst den Muskelapparat. Überwiegend äussern sie sich hier in einer Herabsetzung des Tonus, die zur Schläffheit, Parese, Tremor etc. führt. Bei Mosso finden sich Beispiele darüber, zu welchem hochgradigsten Tonusverlust der quergestreiften Muskulatur Furchtzustände beim Menschen führen können. Andererseits treten aber im Bereiche der quergestreiften Muskulatur auch krampfartige Zustände ein, unter ihnen das sehr charakteristische „Zusammenfahren“. Sehr mannigfaltige Beeinflussungen zeigt das sympathische bzw. autonome Nervensystem. In erster Linie steht hier die vasomotorische Reaktion, die sich in Kontraktion der Hautgefässe äussert. Ausserdem wird aber auch sonst die glatte Muskulatur beeinflusst, ebenso wie die mannigfachsten Drüsensekretionen. Es kommt zu krampfhaften Kontraktionen der Darm- und Blasenmuskulatur, zur Verstärkung der Herzarbeit, zur Vertiefung der Atmung. Während einige Drüsen zur vermehrten Sekretion gereizt

werden, wie z. B. die Schweissdrüsen, die Darmdrüsen, kommt es bei anderen zur Hemmung der Sekretion, wie z. B. bei den Speicheldrüsen, bei den Drüsen der Magenschleimhaut, den Milchdrüsen etc. Die Pupillen scheinen sich auf schreckhafte Reize hin zu erweitern, während die Starre des vorgetriebenen Auges teils auf Parese des Orbicularis, teils auf Reizung des Protrusor bulbi beruhen mag. Wenngleich es sich also offenbar um ein sehr verwickeltes Zusammenwirken von fördernden und hemmenden Fasern handelt, so ist doch fast das gesamte sympathische System ebenso wie das kraniale und sakrale autonome System beteiligt, wobei es sich mehr um Reizungszustände im sympathischen, um Hemmungszustände im autonomen System zu handeln scheint. In erster Linie dürfte allerdings die Wirkung auf die Vasomotoren stehen.

Zum Versuch einer Klärung dieser komplizierten Verhältnisse liegt nun die Frage nach dem Verhalten der Angstzustände bei den Tieren nahe. Dass Tiere Angstzustände haben und äussern, darüber sind wir so wenig im Zweifel wie über die Angstzustände beim Menschen, ja, eine kurze Überlegung zeigt sofort, dass Tiere Angstzustände in höherem Grade besitzen oder wenigstens äussern. Je weiter wir in der Tierreihe abwärts gehen, um so geringer muss der cortikale Anteil an den Furchtzuständen werden, trotzdem treten lebhaftere Angstäusserungen Hand in Hand mit den cerebros spinalen und den dem sympathischen Nervensystem zugehörigen Reaktionen auf. Diese Reaktionen nähern sich immer mehr instinktiv vor sich gehenden Reflexakten und ermöglichen es uns so, vielfach einen klareren Einblick in ihre Entstehung zu erlangen. Auf motorischem Gebiet kommt es bei furchterweckenden Anlässen entweder zu Fluchtbewegungen oder zu völliger Bewegungslosigkeit. Die Fluchtbewegung ist in ihrer Nützlichkeit verständlich und zweifellos ist das Zusammenfahren vor Schreck auch beim Menschen nichts weiter als ein Rest dieser seiner Ahnenreihe eigenen instinktiven Reflexbewegung. Buckmann¹⁾ geht sogar so weit, zu behaupten, dass die gewisse klammernde Bewegung der Hände und in noch auffallenderem Grade der Füße, die bei den Füßen meist rasch und unbeachtet vorübergeht, während sie bei den Händen oft länger zurückbleibt, ein Überbleibsel der Flucht auf einen Ast ist und aus dem Baumleben unserer Ahnen stammt.²⁾

Die vollständige Unbeweglichkeit, das sogenannte Sichtotstellen, das es vielen Tieren offenbar ermöglicht, ihren Verfolgern zu entgehen,

1) S. Buckmanns Vererbungsgesetze. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1893. S. 66.

2) A. Mosso, Die Furcht.

weil letztere den ruhenden Gegenstand viel leichter übersehen, als einen sich bewegenden, ist ein uralter Instinkt, der weit über den Wirbeltiertypus hinaufreicht und zahlreichen wirbellosen Tieren bereits eigentümlich ist. Diesem Instinkt entspringt die herabgesetzte Motilität beim Angstaffekt, die sich bei den höheren Wirbeltieren und beim Menschen in paretischen Zuständen, in dem Tremor, dem herabgesetzten, in extremen Fällen bis zur hochgradigen Schläffheit führenden Muskeltonus äussert.

Noch länger vererbt und daher dem tierischen Organismus noch tiefer eingeprägt müssen die Erscheinungen sein, die das sympathische und autonome Nervensystem zeigt. Tatsächlich finden wir die vasomotorischen und sekretorischen Reaktionen stärker ausgeprägt, wenn wir in der Tierreihe abwärts steigen. Ein bekanntes Beispiel bietet das Kaninchenohr, und wir möchten an die in so eingehender Weise von A. Mosso¹⁾ angestellten Beobachtungen über die Gefässveränderungen desselben erinnern. Während bei völliger äusserer Ruhe die Ohren gleichmässig rot bleiben, tritt bei dem leichtesten „Schreck“, und zwar namentlich bei jungen Kaninchen, die empfindlicher reagieren als erwachsene, Erblassen auf, dem dann wieder ein intensiveres Erröten folgt. Ein Pfiff, ein Sonnenstrahl, der plötzlich in den Käfig dringt, eine vorüberziehende Wolke, der Flug eines entfernten Vogels genügen, um die charakteristische Vasokonstriktion zu erzeugen. Die ausgedehntere Gefässkontraktion, die gefahrdrohenden Einflüssen folgt, ist eine offenbar nützliche Erscheinung, weil sie eine bessere Blutversorgung der inneren Organe gewährleistet. Das Pochen des Herzens in der Furcht, sagt Mosso, ist die Übertreibung einer Tatsache, die eintritt, so oft der Organismus die grösste Energie erlangen und den Kreislauf in den Zentren verstärken muss. Das Herz arbeitet nicht für sich, sondern für das Gehirn, die Muskeln, Drüsen etc.

Eine bei Tieren gleichfalls ungleich stärker ausgeprägte Angst-äusserung bietet das Sträuben der Haare und Federn, das sicherlich aus einer Abwehrbewegung bzw. als furchteinflössende Bewegung entstanden ist und in der „Gänsehaut“ noch beim Menschen ein Korrelat findet.

Auch die Sekretionsvorgänge laufen im Tierreich vielfach in ungleich intensiverer Weise ab. In drastischer Weise beschreiben verlässliche Forschungsreisende (vgl. Brehm), wie die verfolgten süd-amerikanischen platyrrhinen Affen von Ast zu Ast fliehen und dabei

1) Auch Sternberg und Latzko haben die klammernde Greifbewegung beim Hemicephalus als phylogenetisch alten Reflex festgestellt.

Harn und Darmsekret gegen den Verfolger entleeren. Die Art und Weise dieser Darmentleerung deutet übrigens darauf hin, dass wir es mit vermehrter Peristaltik, also krampfhaften Zuständen und nicht nur mit einfacher Sphinkterparese zu tun haben. Offenbar haben wir es auch hier, bei relativ höherstehenden Tieren, mit ursprünglichen Abwehrinstinkten zu tun, wie sie schon bei Insekten (Bombardierkäfer) und Mollusken (*Sepia*) vorkommen. Wenngleich auch dieser Reflex natürlich für den Menschen jeden Zweck und Wert verloren hat und auch offenbar in Rückbildung begriffen ist, so ist er doch erhalten geblieben, und manchem Prüfungskandidaten macht sich — um mit Hering zu sprechen — diese Reproduktion aus dem Gedächtnisse der organisierten Materie unliebsam bemerkbar.

Wenngleich uns ja ein tieferer Einblick in die tierische Psyche mangelt, so sind wir — wie schon erwähnt — doch davon überzeugt, dass in dem Angstaffekt des Tieres etwas Analoges mit dem menschlichen Angstaffekt zu erblicken sei. Dabei haben wir gesehen, dass wir die charakteristischen Attribute des Angstzustandes die ganze Tierreihe hindurch verfolgen können, ganz unabhängig von der Entwicklung und Leistung der Grosshirnrinde. Die Beobachtung, dass beim Tier die Angstäusserung intensiver und auf einen viel geringfügigeren Anlass hin auftritt, führt bei der Neigung zu anthropomorphisieren, zu recht charakteristischen Urteilen. So wird, um ein Beispiel anzuführen, von nervösen Individuen oder von der Umgebung nervöser Menschen häufig und mit Verwunderung ein Hund als „nervös“ bezeichnet, der bei einem plötzlichen Geräusch heftig zusammenfährt oder sich eiligst verkriecht. Tatsächlich liegt aber der Zusammenhang so, dass wir es beim Tiere mit dem ursprünglichen Zustand zu tun haben, dass wir ferner auch auf diesem Gebiete eine hemmende Funktion des Grosshirns anzunehmen haben und dass gegenüber den in natürlicher und zweckmässiger Weise eintretenden Angstreaktionen die cortikale Hemmung beim Tier eine geringere ist. Darum — und nicht weil er nervös ist — schrickt der Hund z. B. beim Peitschenknall zusammen oder verkriecht er sich. Dabei kann allerdings die Erinnerung an frühere Erfahrungen beitragen, die ursprüngliche Angstreaktion des Tieres zu vermehren. Der Angstaffekt nimmt in dem Maße ab, als die hemmende Funktion des Cortex mehr in den Vordergrund tritt. Aus diesem Grunde unterliegen ja, wie bekannt, Kinder und Naturvölker viel mehr den Angstzuständen als die erwachsenen, auf höherer Kulturstufe stehenden Personen.

Natürlich darf nicht angenommen werden, dass der Cortex eine lediglich hemmende Wirkung gegenüber dem Zustandekommen von Angstzuständen hat, er spielt, wie wir schon eingangs erwähnten, in-

sofern auch eine fördernde Rolle, als er durch Reproduktion von Erinnerungsbildern das Entstehen von Angstzuständen dann begünstigt, wenn die gleichen Bedingungen wieder vorhanden sind und wahrgenommen werden, die schon früher einmal einen Angstaffekt ausgelöst haben, oder wenn durch rein psychische Prozesse Furchtvorstellungen erweckt werden. Auch beim Tiere können, wie wir schon erwähnt haben, Erinnerungsbilder assoziativ den Angstreflex vermehren, und auch beim Tier ist andererseits durch Erfahrung und Dressur eine gewisse Hemmung möglich, aber letztere ist verhältnismässig gering gegenüber der Macht der ursprünglichen Instinkte, die dazu führt, dass schon relativ geringfügige Anlässe den Angstaffekt auslösen. Wir können daher, wenn auch nicht mit voller Schärfe, zwischen primären Angstaffekten unterscheiden, die sich auf den vererbten Flucht- und Abwehrinstinkten aufbauen, und sekundären Angstaffekten, die erst auf dem Umwege über das Grosshirn ausgelöst werden. Ein qualitativer Unterschied in dem eigentlichen Angstgefühl besteht jedoch dabei nicht. Unsere Unterscheidung deckt sich natürlich nicht mit Dubois' Bezeichnungen. Was Dubois sekundäre Angst nennt, ist die Furcht vor der Wiederkehr des emotiven Zustandes, die Furcht vor der Furcht, also ein komplizierterer Vorgang.

Es ist von diesem Gesichtspunkte aus interessant, der Frage nachzugehen, ob und wie sich Affekte beim grosshirnlosen Tier äussern, und wir verdanken in dieser Hinsicht Bechterew und Buch¹⁾ einige Aufklärung. Buch weist darauf hin, dass die Beobachtung grosshirnloser Tiere — insbesondere führt er als Beispiel den Hund ohne Grosshirn an — lehrt, dass diese Tiere sehr lebhafte Affekte äussern. Er misst dieser Erscheinung eine Bedeutung zu gunsten der James-Langeschen Theorie mit Recht bei und glaubt damit die Wundtsche Anschauung zu widerlegen, dass das emotive Gefühl unter allen Umständen ein primäres unmittelbares Bewusstseinsphänomen sein müsse. Goltzs grosshirnloser Hund reagierte mit Wutausbrüchen auf verschiedene Hautreize. Der Ausdruck der Stimme war ja nach Beschaffenheit und Stärke des Reizes sehr verschieden, das Tier knurrte, bellte, winselte, heulte und zwar in sehr ausdrucksvoller Weise. Buch weist darauf hin, dass jedes Tier ohne Grosshirn der Gefahr in einer Weise begegnet, die zur Erhaltung der Spezies die zweckmässigste ist. Beim Hasen, bei den Vögeln ist die Flucht die zweckmässigste Reaktion, die auch reflektorisch ohne Grosshirn ergriffen wird. Beim Raubtier dagegen wird im gleichen Fall Tapferkeit auch

1) Max Buch, Zur Physiologie der Gefühle. Arch. f. Anat. u. Psych. 1909. S. 180.

reflektorisch durch Abwehr und Angriffsreflexe gezeigt. Gestützt auf v. Bechterew¹⁾ bekannte Arbeit kommt Buch zum Schluss, dass auch bei völligem Ausschluss des Bewusstseins rein reflektorisch alle jene motorischen Reaktionen zustande kommen, welche verschiedene Affekte, z. B. die des Zornes oder der Furcht, begleiten. Dabei treten diese Reaktionen in solcher gleichmässigen Konstanz und typischen Weise in Erscheinung, dass sie sich in nichts von den Reaktionen gesunder Tiere unterscheiden, so dass, wie Buch sich weiter ausdrückt, die Seele, beziehungsweise der in der Grosshirnrinde sich abspielende Bewusstseinsvorgang des Gefühles nicht die auslösende Ursache der motorischen Reaktion sein kann. Die Erörterungen von Buch geben eine starke Stütze ab für die noch nicht hinreichend gewürdigte Theorie von James und Lange, jedenfalls zeigen dieselben, ebenso wie die vergleichenden Beobachtungen, die wir eingangs erwähnt haben, dass die subcortikalen, beziehungsweise vasomotorischen und viszeralen Erregungen von entscheidender Bedeutung für die Entstehung der Affekte, darunter mithin auch des Angstaffektes sind. Dass übrigens die Affektäusserungen auch beim grosshirnlosen Menschen nicht fehlen zeigen die interessanten Beobachtungen von Sternberg und Latzko²⁾ an einem hemicephalen Neugeborenen, der auf gewisse Reize mit ausgesprochenen Unlustbewegungen reagierte.

Wir müssen somit an der Ansicht festhalten, dass der Angstaffekt sich aufbaut auf den uralten seit einem ungeheuren Zeitraum sich vererbenden Flucht- und Abwehrinstinkten. Die ursprünglich sehr zweckmässigen und nützlichen vasomotorischen, viszeralen und muskulären Reaktionen treten auf äussere Reize ein und die Perzeption dieser Reflexäusserungen bildet eben den Angstaffekt. Fehlt das Grosshirn dann treten die Äusserungen auch ein, ohne allerdings zum Bewusstsein zu kommen. Dass das Grosshirn dabei modifizierend auf den Angstreflex einwirkt, haben wir schon erörtert. Dadurch sind sehr zahlreiche derartige Angstreflexe beim Menschen mehr oder weniger in den Hintergrund getreten und vermögen also nicht mehr den Angstaffekt auszulösen. Trotzdem äussert sich die Kraft dieser alten ererbten Reflexe noch immer. Das plötzlich aufsteigende Angstgefühl im Dunkeln oder bei unerwarteten, wenn auch ganz ungefährlichen Bewegungen belebter und lebloser Körper, vor allem der Angstreflex, der bei ungewöhnlichen heftigen Geräuschen, dem Fallen eines

1) W. v. Bechterew, Die Bedeutung der Sehhügel. Virchows Archiv. Bd. 110.

2) Maximilian Sternberg und Latzko, Studien über einen Hemicephalus mit Beiträgen zur Physiologie des menschlichen Zentralnervensystems. Deutsche Zeitschrift f. Nervenheilkunde. Bd. 24. S. 209.

Schusses usw. eintritt, gehören hierher. Wie hier der äussere Reiz instinktiv den Angstreflex zur Auslösung bringt, so sind es sonst beim Menschen allerdings meistens Furchtvorstellungen, also Elemente der Grosshirntätigkeit, die dazu den Anstoss geben. Aber wenn auch das ursächliche Moment ein verschiedenes ist, so äussert sich der Effekt doch in einer qualitativ ähnlichen Weise; wir erschrecken bei dem sekundären Angstaffekt nicht anders als bei dem primären, mehr instinktiven, sondern nur aus einem anderen Grunde, oder richtiger gesagt, wir erschrecken nur beim sekundären Angstaffekt aus einem Grunde, während wir beim primären Angstaffekt eben grundlos, rein instinktiv, erschrecken. Oder noch anders ausgedrückt, wir erschrecken beim sekundären Angstaffekt, weil wir hierzu einen Grund haben, beim primären Angstaffekt erschrecken wir nur, weil unsere Ahnen in der Tierreihe hierzu einen Grund hatten.

Wir haben schon früher erwähnt, dass bei Kindern ebenso wie bei Naturvölkern Angstaffekte viel leichter entstehen, und es wird uns dies jetzt darum noch verständlicher erscheinen, weil bei Kindern und auf niedrigerem Kulturzustand die primären Angstäusserungen eben noch leichter ausgelöst werden können. Wir werden daher vielleicht nicht fehlgehen, wenn wir auch bei gewissen Formen des pathologischen Angstaffektes eine Art Rückschlagserscheinung annehmen werden. Dass pathologische Zustände und Erscheinungen derartige Wirkungen haben können, wäre ja nicht ohne Analogie, und wir erinnern hier an die äusserst interessanten Bemerkungen, die v. Wagner¹⁾ im Jahre 1893 in seiner Wiener Antrittsvorlesung über die Beziehungen zwischen krankhaften Erscheinungen und Rückschlagsbildungen bei Besprechung der Lombrososchen Theorien gemacht hat. Er erwähnt dabei den Botaniker Ettinghausen, der darauf hinwies, dass man bei Pflanzen willkürliche Rückschläge erzeugen könne, wenn man sie gewissen Einflüssen aussetzt, die man als krankmachende bezeichnen kann, z. B. Verstümmelung oder Kälteeinwirkung. v. Wagner wendet diese Theorie auf den Verbrechertypus und die moralische Idiotie an. Sie ist aber jedenfalls in einem weiten Umfange gültig und wird auf dem Gebiete des Nervensystems dort Anwendung finden, wo es sich um fest eingewurzelte psychische Mechanismen handelt. Man wird also auch bei einem Teil der pathologischen Angstzustände daran denken können, dass das durch irgendwelche Einflüsse geschädigte Nervensystem in einen Zustand versetzt wird, in dem die Mechanismen der früheren Gehirnorganisation prävalieren. Es würde sich auf diese Weise zwanglos ein Teil jener Fälle von

1) J. v. Wagner, Wiener klin. Wochenschr. 1893. S. 851.

pathologischer Angst erklären, die trotz Einspruch des Intellektes förmlich instinktiv auftreten. Die cortikale Hemmung vermag eben nicht dieses primäre Angstgefühl zu unterdrücken, das einer besonderen Erregbarkeit subcortikaler bzw. spinaler und sympathischer Zentren in letzter Hinsicht seine Entstehung verdankt. „Der Mut kann im Grosshirn herrlich thronen, während im Bulbus die Angst gebieterisch ihre Herrschaft ausübt“, sagt Oppenheim treffend bei Erörterung dieser Zustände. Ein Verständnis dafür, wie diese atavistische Verstärkung der Wirksamkeit der subcortikalen Zentren in der Äusserung der primären Angstgefühle alle Hemmungen eines noch so intelligenten Cortex überwinden kann, geben jene Fälle, wo auch ohne pathologischen Angstzustand die Kraft dieser uralten eingeborenen Reflexe trotz aller cortikalen Gegenvorstellungen nicht gebrochen werden kann. Darwin erzählt davon, dass er versucht habe, sein Gesicht dicht an die dicke Glasscheibe eines Käfiges zu halten, der eine Puffotter enthielt. Trotzdem er sich wohlgeschützt und vor jeder Gefahr sicher wusste, vermochte er nicht stand zu halten, sondern sprang vor der Otter mit staunenswerter Gewalt zurück. Wie hier ein adäquater Reiz die instinktive Fluchtbewegung und das primäre Angstgefühl hervorrufen, so kann im pathologischen Zustand ein unzureichender Anlass trotz bester Funktion des Cortex den Angstaffekt auslösen, wofern eben die niederen Zentren eine stärkere Erregbarkeit besitzen, wie dies einer früheren Stufe der Hirnorganisation entspricht. Wir erinnern hier nochmals an die laienhafte Deutung des „nervösen“ Hundes. Nicht der Hund ist nervös, der auf unzureichende Anlässe Angst äussert, sondern der Nervöse, an dem der Laie eben die ohne zureichenden Grund entstandene unverständliche Angst beobachtet, steht in dieser Richtung auf einer tieferen Hirnorganisation.

Kurz die Resultate unserer vergleichenden Betrachtung zusammenfassend, können wir also sagen: Die körperlichen Erscheinungen, die den Angstaffekt begleiten und ihn — im Sinne der James-Langeschen Theorie — höchst wahrscheinlich überhaupt erst hervorrufen, treten im Tierreich in viel stärkerem Grade und ausgedehnterem Maße auf. Beim Menschen tritt eine teilweise Rückbildung ein, so manche Erscheinungen, namentlich seitens des vegetativen Nervensystems werden direkt rudimentär. Unter dem Einfluss gewisser pathologischer Zustände scheint es durch eine Art Rückschlagsbildung wieder zu stärkerer Wirksamkeit dieser niederen Zentren zu kommen und damit zur Produktion des Angstaffektes ohne direkte Mitwirkung, ja sogar trotz der Gegenwirkung des Grosshirns.

Wengleich therapeutische Schlussfolgerungen ausserhalb des Rahmens dieser Studie liegen, so geht doch auch aus unseren Aus-

fürungen hervor, dass die dialektische Methode, wenngleich sie in sehr zweckmässiger Weise die Hemmungen des Cortex zu festigen geeignet ist, nicht durchwegs von Wirksamkeit sein kann. Es werden neben Behebung des pathologischen Grundzustandes noch alle jene physikalisch-diätetischen und medikamentösen Methoden zu versuchen sein, die auf die Erregbarkeit der vasomotorischen, viszeralen usw. Zentren einen Einfluss üben können. So gelangen wir auch auf vergleichend psychologischem Wege zu den Schlussfolgerungen Oppenheims.¹⁾

11. Herr Aschaffenburg-Cöln: Die Bedeutung der Angst für das Zustandekommen des Zwangsdenkens.

Dem von Krafft-Ebing stammenden Namen hat Westphal eine andere Bedeutung gegeben. Westphal definiert die Zwangsvorstellungen als solche Vorstellungen, welche bei übrigens intakter Intelligenz und ohne durch einen gefühls- oder affektartigen Zustand bedingt zu sein, gegen und wider den Willen des betreffenden Menschen in den Vordergrund des Bewusstseins treten, sich nicht verschrecken lassen, den normalen Ablauf der Vorstellungen hindern und durchkreuzen, welche der Befallene stets als abnorm, ihm fremdartig anerkennt, und denen er mit seinem gesunden Bewusstsein gegenübersteht.

Drei Kriterien also sind nach der Definition Westphals zu verlangen: 1. die Unverdrängbarkeit der Vorstellungen mit dem subjektiven Gefühl des Zwanges, 2. die Abwesenheit eines gefühls- oder affektartigen Zustandes und 3. das Erhaltenbleiben der Kritik.

Vortragender hält es für an der Zeit, diese Lehre nachzuprüfen und vor allem zwei Gesichtspunkte dabei in den Vordergrund zu stellen; 1. ob tatsächlich der Affekt für das Zustandekommen der Zwangsvorstellungen bedeutungslos ist, und 2. ob die Zwangsvorstellungen ein Symptom oder eine eigene Krankheit darstellen.

Im Laufe von nicht ganz 6 Jahren hat Vortragender 116 Fälle von Zwangsvorstellungen genauer beobachtet, von denen 7 insofern nicht ganz dahin gehören, als es sich dabei um periodische Depression handelt, bei denen aber der Charakter der Erkrankung durchaus der des Zwangsdenkens war, und die übrigen Erscheinungen periodischer Depression vollständig in den Hintergrund traten.

Der Vortragende erörtert dann, von den einfachsten Fällen aus-

1) H. Oppenheim, Zur Psychopathologie der Angstzustände. Berliner klin. Wochenschr. 1909. S. 1293.